

Fischen.

Niemals hat in der Welt mir holder ein Mädchen gelächelt, Nigends erschien mir's so schön, nirgends so herrlich wie hier. Nicht, weiß trübender Wald rauscht hoch auf den welligen Hügel, Bergend im grünen Schuß stattlichen Wildes genug; Nicht, weil schäumend der Fluß stürzt nieder in tosenden Fällen, Wo, von der Sonne bestrahlt, Iris den Regen uns malt; Nicht, weil einsam vom Fels sich erhebt der gemaltige Aler, Strebend mit mächtigem Flug in das unendliche Blau; Nicht, weil silbernen der Bach durch äppige Wiesen sich windet, Hierlicher Fischlein Spiel zeigt dem begehrtlichen Blick; Nicht, weil witzig die Luft durchtönt von den Liedern der Vögel, Und, wie ein köstlich Geschmeid, Blumen umflämen den Pfad; Nicht, weil hier die Natur mit beschönender Güte vereint hat, Was uns als Größe erhebt, was uns als Anmut erfreut — Nein, weil mein sie hier ward! Die als Braut mein Herz sich erkoren, Schmiegte als liebendes Weib innig dem Gatten sich an. — Dankbar schreib' ich von dir, du Stätte der glücklichsten Tage, Liebliher lächelst mir nimmer auf Erden ein Ort.

M. Solthausen.

Das Fischen.

Novelle von Guy de Maupassant.

Meister Chicot, der Gastwirt aus Eperville, ließ sein Wägelchen vor dem Hofe der Mutter Magloire halten. Er war 40 Jahre alt, von großer Statur, hatte ein gerötetes Gesicht und einen dicken Bauch und wurde allgemein für schlau und listig gehalten. Er band das Pferd an den Pfosten des Tores und ging auf den Hof. Seine Wohnung grenzte an die Ränder der Alten, die er schon längst gern besessen hätte. Wohl schon zwanzigmal hatte er den Versuch gemacht, sie ihr abzufaufen, allein die Mutter, Magloire widerstand sich hartnäckig. „Ich bin auf dem Hofe geboren und will darauf sterben!“ sagte sie. Er fand sie, wie sie vor der Tür Kartoffeln schälte. Mit ihren 72 Jahren war sie weiß und runzlig. Sie ging gebückt, doch war sie unermüdlich wie ein junges Mädchen. Chicot klopfte ihr freundschaftlich auf den Rücken, dann setzte er sich neben sie auf die Bank. „Nun, Mutter, wie geht's mit der Gesundheit? Immer noch frisch?“ „D. schlecht gerade nicht. Und Ihr, Meister Prosper?“ „Ach... ach... verschiedene Plagen. Sonst ginge ja alles zur Zufriedenheit.“ „Na, dann um so besser!“ Weiter sprach sie kein Wort. Chicot sah ihr bei der Arbeit zu. Ihre hakenförmigen, knorrigen Finger, hart wie die Scheren eines Aeskes, griffen die grauen Knollen in einem Korbe. Sie drehte sie schnell und unter der Klinge eines alten Messers, das sie in der andern Hand hielt. Sie ließ die Schale in langen Streifen hervorquellen und wenn sie die Kartoffel fertig geschält hatte, so daß sie ganz gelb aus sah, warf sie sie in einen Eimer mit Wasser. Drei dreiste Säbner kamen eins nach dem andern, um die Schalen aufzuheben und ihre Beute im Schnabel fortzutragen. Chicot schenkte ihnen legten und ängstlich zu sein — es lag etwas Böseres in seinem Wesen als habe er etwas auf dem Herzen das nicht recht heraus wollte. Schließlich aber raffte er sich auf, und sich zu der Alten wendend begann er: „Sag doch, Mutter Magloire...“ „Was wollt Ihr denn?“ „Nun... den Hof... wollt Ihr ihn mir noch immer nicht verkaufen?“ „Nein, nichts da! Darauf braucht Ihr Euch nicht zu spüren. Ich habe es Euch gesagt und Ihr braucht gar nicht wieder davon anzufangen.“ „Um... Aber ich habe einen Ausweg gefunden, durch den uns beiden geholfen werden könnte.“ „Wie denn?“ „Also Ihr verkauft ihn mir, und behaltet ihn trotzdem. Versteht Ihr das nicht? Vah! also auf.“ Die Alte hielt mit ihrer Beschäftigung inne und blickte ihre Augen auf den Sohn. Sie unter den runzligen Lidern leuchteten glänzend. „Ich gebe euch also jeden Monat 150 Francs. Versteht wohl: jeden Monat komme ich mit meinem Wägelchen und bringe euch 30 Taler zu 100 Sous. Und dabei ändert sich nichts, nicht das geringste. Ihr bleibt hier zu Hause, bestimmter euch gar nicht um mich und seid mir nichts schuldig. Ihr braucht nur mein Geld in Empfang zu nehmen. Vah! was das?“ „Gutlich und in guter Laune blickte er an, während die Alte ihn mittraulich betrachtete — sie lachte, wo wohl der Gatten bei dieser Geschichte freute.“ „Ja, das ist für mich.“ sagte sie.

„Aber der Hof, gehört der Hof dafür nicht euch?“ „D. deshalb braucht Ihr euch keine Sorgen zu machen. Ihr bleibt solange hier, als der liebe Gott euch nur leben läßt. Ihr seid ganz zu Hause, Mutter Magloire. Nur lassen wir uns beim Notar ein kleines Schriftstück aufsetzen, damit er mir nach eurem Tode gehört. Ihr habt ja keine Kinder... nur Neffen, an denen euch nichts gelegen ist. Vah! euch das? Ihr behaltet euer Gütchen zeitlebens und ich gebe euch 30 Taler zu 100 Sous monatlich. Bei dem Handel könnt Ihr noch viel verdienen!“ Die Alte war überaus und von einer seltsamen Unruhe beherrscht. Doch das Anerbieten war so verlockend... „Ich schlage es nicht rundweg aus“, versetzte sie. „Ich will es mir nur erst einmal überlegen. Kommt doch im Laufe der nächsten Woche noch einmal vorbei, dann sprechen wir weiter darüber. Ich sage euch dann, was ich davon halte.“ Und Meister Chicot ging — zufrieden wie ein König, der eben ein neues Reich erobert hat. Die Mutter Magloire blieb ganz nachdenklich. In der folgenden Nacht schlief sie gar nicht. Vier Tage lang kämpfte sie mit dem Bögen, das sie fieberhaft aufregte. Sie witterte wohl etwas für sie Gefährliches dahinter, doch der Gedanke an die 30 Taler monatlich, an das schöne, klingende Geld, das in ihre Schürze rollen würde, so ganz wie vom Himmel gefallen, ohne daß sie etwas dafür zu tun brauchte — das reizte ihr Verlangen, ihre Begierde. Und sie suchte den Notar auf und erzählte ihm ihren Fall. Er rief ihr, Chicots Vorschlag anzunehmen, doch solle sie 50 Taler zu 100 Sous fordern, anstatt 30, da ihr Hof ohne Frage 60,000 Francs wert sei. „Denn wenn Sie noch 15 Jahre leben“, meinte der Notar, „hat er auf diese Weise nur 45,000 Francs bezahlt.“ Die Alte bebt bei dem Gedanken, 50 Taler zu 100 Sous monatlich zu erhalten. Doch sie war noch immer misstrauisch, fürchtete hundert unvorhergesehene Fälle und verließ die Kutsche, und sie fragte hin und her bis zum Abend und konnte sich nicht zum Fortgehen entschließen. Schließlich aber erzwang sie ihn, das Schriftstück vorzubereiten und lehrte nach Hause zurück — sie war so vernarrt, als hätte sie vier Glas frischen Apfelwein getrunken. Als Chicot kam, um ihre Antwort zu hören, ließ sie sich lange bitten — sie erklärte, sie wolle nicht, obgleich die Angst sie peinigte, er könne es abschlagen, 50 Taler zu 100 Sous zu geben. Doch, da er auf seinen Plan bestand, teilte sie ihm schließlich ihre Forderung mit. Er fuhr enttäuscht empor und lehnte ab. „Um ihn nun zu überzeugen, fing sie von der mutmaßlichen Dauer ihres Lebens an. „Ganz sicher, mir bleiben nur noch fünf oder sechs Jahre. Ich bin schon 73, und gar nicht mehr rüstig. Schon neulich meinte ich eines Abends, es wäre alle mit mir. Es wurde mir so schlecht, daß man mich ins Bett tragen mußte.“ Doch Chicot ließ sich so leicht nicht fangen. „Na, aber hört doch mal, Mutter! Ihr seid jetzt wie der Kirchthurm. Ihr werdet mindestens 110 Jahre alt. Ganz bestimmt! Ich begrabscht mich noch eines Tages.“ Sie verloren fast den ganzen Tag mit ihren Diskussionen. Doch, da die Alte nicht nachgeben wollte, willigte der Gastwirt schließlich ein, die 50 Taler zu geben. Am nächsten Tage unterzeichnete sie das Schriftstück. Drei Jahre verstrichen. Die gute Alte hielt sich wie eine Weibhude. Sie schien nicht einen Tag gealtert zu haben, und Chicot geriet in Verzweiflung. „Nun war es, als habe ich diese Pension schon seit einem halben Jahrhundert... ihm war es, als sei er überböhlt worden, und er glaubte sich dem Ruin nahe. Von Zeit zu Zeit besuchte er die Bäuerin, gerade so wie man im Juli aufs Feld geht, um zu sehen, ob das Getreide für die Sense reif ist. Sie empfing ihn mit einem listigen Blick. Man hätte sagen mögen, sie freute sich über den schönen Streich, den sie ihm gespielt hatte, und er stieg schnell wieder in sein Wägelchen und fluchte: „Du stirbst also immer noch nicht, alter Teufel!“ Er wußte nicht, was er tun sollte. Er hätte sie erwidern mögen, wenn er sie nur sah. Er dachte sie mit weidemelmütigen Ohren... mit dem Doh des bestohlenen Bauern. So suchte er denn nach Mitteln und Wegen, um schneller zu seinem Ziele zu kommen. Schließlich besuchte er sie eines Tages wieder, indem er sich die Hände rieb, wie er das erste Mal getan, als er ihr den Handel vorge schlagen. Und nachdem sie einige Minuten geplaudert, meinte er: „Sag doch, Mutter, warum guckst du denn niemals bei mir herein, wenn ich noch Eperville kommt? Man spricht schon darüber. Man sagt, ich sei euer Freund nicht mehr, und das ist mir gar nicht recht. Ihr“

wißt doch, bei mir braucht Ihr nicht zu bezahlen. Es kommt mir nicht auf ein Mittagessen an. Solange Ihr Lust habt, kommt nur, es macht mir immer Vergnügen.“ Mutter Magloire ließ es sich nicht zweimal sagen, und als sie am übernächsten Tage mit ihrem vom dem Knecht Celestin geführten Karren zum Markt fuhr, stellte sie ihr Pferd bei Meister Chicot ganz ungeniert in den Stall und forderte das versprochene Mittagessen. Der Gastwirt strahlte mit dem ganzen Gesicht und behandelte sie wie eine vornehme Dame — er servierte ihr Rühn, Blut- und Leberwurst, Sammelteile mit Speck. Doch sie aß fast nichts, denn von Kindesbeinen an war sie an Mäßigkeit gewöhnt und hatte stets von einem Teller Suppe und einer Kruste Brot gelebt. Chicot war ganz enttäuscht und drang in sie, denn sie trank auch nichts. Sie wollte nicht einmal den Kaffee anrühren. „Aber ein Gläschen Wein werdet Ihr doch annehmen?“ fragte er lauernd. „Ah, das... das schlage ich nicht aus.“ Und er rief mit aller Kraft seiner Lungen, so daß man es im ganzen Gasthof hörte: „Mofatte, bringe die feine, die superfeine Sorte!“ Und die Magd erschien mit einer langen Flasche, die mit einem Weinblatt aus Papier geschmückt war. Chicot stülte zwei Gläser: „Probiert einmal, Mutter, der ist ganz famos!“ Und die gute Alte begann in ganz kleinen Schlüpfchen zu trinken und ihn recht zu kosten. Als sie ihr Glas geleert, erklärte sie: „Na, ja, eine feine, eine sehr feine Marke!“ Sie hatte noch nicht ausgedrückt, als Chicot ihr ein neues Glas einschenkte. Sie wollte ihn hindern, doch es war schon zu spät, und sie leerte es in langen Zügen wie das erste. Da wollte er ihr zum drittenmal einschenken. Allein sie wollte nicht. Er aber beharrte: „Das ist ja die reinste Milch. Ich trinke zehn zwölf Glas davon, ohne jede Mühe. Das geht herunter wie Zucker. Nichts im Leib und nichts im Kopf. Es ist, als verflöge er auf der Zunge. Es gibt nichts Besseres für die Gesundheit!“ Da es ihr so gut schmeckte, gab sie nach, doch sie trank nur das halbe Glas aus. Da meinte Chicot in einer Anwandlung von Großmütigkeit: „Nun ja, weil er euch gefällt, will ich euch ein kleines Fäßchen davon überlassen, um euch zu zeigen, daß wir immer noch gute Freunde sind.“ Die gute Alte schlug es ihm nicht ab, und mit einem Kauf ging sie fort. Am nächsten Tage erschien der Gastwirt auf dem Hofe der Magloire und holte in kleinem, mit eisernen Reifen beschlagenes Fäßchen aus seinem Wagen hervor. Dann sollte sie den Inhalt beschmecken, denn er wollte ihr beweisen, daß es dieselbe feine Marke sei. Und als die beiden je drei Glas getrunken hatten, erklärte er beim Fortgehen: „Und dann, wißt Ihr, wenn er alle ist... es ist noch mehr da. Geniert euch nur nicht. Es kommt mir nicht darauf an. Se aber Ihr es leer habt, desto mehr freut es mich.“ Und er stieg wieder in sein Wägelchen. Vier Tage später kam er wieder. Die Alte war vor der Tür und schnitt Brot für die Suppe. Er trat näher, sagte ihr guten Tag und schnüffelte, um ihren Atem zu riechen. Und er bemerkte einen leichten Alkoholgeruch. Da hellte sein Gesicht sich auf. „Ihr bietet mir doch ein Gläschen an?“ sagte er. Von dieser Zeit an kamen sie mehrere Male zusammen und tranken gemeinsam. „Nun war es, als habe ich diese Pension schon seit einem halben Jahrhundert... ihm war es, als sei er überböhlt worden, und er glaubte sich dem Ruin nahe. Von Zeit zu Zeit besuchte er die Bäuerin, gerade so wie man im Juli aufs Feld geht, um zu sehen, ob das Getreide für die Sense reif ist. Sie empfing ihn mit einem listigen Blick. Man hätte sagen mögen, sie freute sich über den schönen Streich, den sie ihm gespielt hatte, und er stieg schnell wieder in sein Wägelchen und fluchte: „Du stirbst also immer noch nicht, alter Teufel!“ Er wußte nicht, was er tun sollte. Er hätte sie erwidern mögen, wenn er sie nur sah. Er dachte sie mit weidemelmütigen Ohren... mit dem Doh des bestohlenen Bauern. So suchte er denn nach Mitteln und Wegen, um schneller zu seinem Ziele zu kommen. Schließlich besuchte er sie eines Tages wieder, indem er sich die Hände rieb, wie er das erste Mal getan, als er ihr den Handel vorge schlagen. Und nachdem sie einige Minuten geplaudert, meinte er: „Sag doch, Mutter, warum guckst du denn niemals bei mir herein, wenn ich noch Eperville kommt? Man spricht schon darüber. Man sagt, ich sei euer Freund nicht mehr, und das ist mir gar nicht recht. Ihr“

Frankzösische Generale über die deutsche Feresverwaltung. Ein Teil der Pariser Presse beschäftigt sich noch immer angelegentlich mit der deutschen Wehrverlebung, und ein Morgenblatt hat, um die Tragweite der Feresvermehrung in bezug auf Frankreich zu ergründen, vier der Reserve angehörige Generale um ihre Ansicht befragt, da die aktiven Offiziere sich über politische Fragen nicht öffentlich auszusprechen dürfen. Der ehemalige Generalissimo de Lacroix erblickt in der deutschen Maßnahme vor allem eine Gebung der Offensivkraft des Heeres. Bei Kriegsausbruch werde die deutsche Armee in erster Linie weniger Reserveisten zählen als bisher und daher geeignet sein, die Strapazen des Krieges zu ertragen. Auch das Oberkommando und im allgemeinen das ganze Offizierkorps werde eine Verjüngung erfahren. Die Vergrößerung der Zahl sei also nichts im Vergleich zur Vermehrung der Offensivkraft der Armee. General Bonnal glaubt in der deutschen Feresvermehrung hauptsächlich ein politisches Manöver, eine Art bluff, sehen zu sollen. Deutschland habe einen moralischen Eindruck hervorbringen und etwas stolzes (sic) machen wollen. Vielleicht werde Deutschland eines Tages für seinen Hohnmütigen büßen müssen. Frankreich könnte seinerseits keine größeren Opfer an Gut und Blut von seinen Bürgern verlangen, schon wegen der zurückgehenden Geburtenziffern nicht. Doch ließe sich die schwarze Armee sehr wohl verwenden. Auch müßten die vielen Konvaluis ausgemerzt werden. Endlich könne man anstatt einer Reservebrigade deren zwei bis drei dem Armeekorps angliedern, um so die Truppen erster Linie zu verstärken. Die beste Deutschland zu erteilende Antwort bestehe aber darin, die französische Vaterlandsliebe zu kalfieren. General Percin, der ehemalige Rabinettchef des weildan Kriegsministers Andree, erblickt in der Feresvermehrung weniger eine Kraftvermehrung als eine beginnende Schwächung, und zwar wegen der immer schwieriger werdenden Verpflegung im Felde. Schon 1870 habe das deutsche Heer große Schwierigkeiten dieser Art empfunden, trotzdem es in offenen Städten wie Nancy reichliche Vorräte vorfand. Die Sache wäre vielleicht anders gekommen, wenn man französischerseits beim Zurückgehen alle Vorräte zerstört hätte. Auch für diesen Beurteiler bedeutet die Zahl nicht alles. Der französische Soldat sei dem deutschen sicherlich überlegen, ebenso der Unteroffizier und der Offizier in der Feuerlinie. Was das Oberkommando anlangt, so reserviere er sein Urteil. Im Mammon. Skizze von H. Schaffelhofer. Von fern her tönte das Kläuschen und Branseln des Flußes, auf dessen Wasserläche sich matte Lichtkeime spiegeln. In der Luft lag eine düstere Stimmung, die jeden traurig und ernst stimmen mußte. Die beiden auf dem lauschigen Bänken im Walde saßen schweigend nebeneinander und horchten dem Kläuschen und Rapseln der Blätter, die von anderen, längst vergangenen Zeiten erzählten. Nach einer Weile hob der junge Mann sein Haupt und blickte lange in die tiefen schwarzen Augen des Mädchens. „Nun, ist also Dein Wille, Du bestichst darauf?“ „Ganz, ich liebe Dich, sage es Dir, weil es wahr ist. Um Dir aber endgültig zu sagen, daß ich für immer, für's ganze Leben Dein gehöre, da muß ich mich von Dir eine Bedenkzeit von einem Jahre abwarten, damit ich mir alles genau überlegen und alles genau erwägen kann. Und gell, Hansi, Du gewährst mir meine Wille, ich liebe Dich ja doch.“ Er stand auf. Eine eigenartige Wäse bedeckte sein Antlitz, während er mit schmerzlicher Ruhe antwortete: „Du verlangst von mir eine Bedenkzeit von einem Jahre! Weißt Du auch, was ein Jahre ist? In diesem Jahre überlege Dir genau und erwäge dann: Ich bin ein Arbeiter, ein schlüchter, einfacher Arbeiter, kannst Du und würdest Du mit mir glücklich werden? Du überlege Dir und nach einem Jahre sage mir Deinen Entschluß. Ich will aber fortziehen in die weite Welt. Nach einem Jahre sage mir Deinen Entschluß. Ich will aber fortziehen in die weite Welt. Nach einem Jahre komme ich wieder.“ Er erlachte ihre Hand. „Nun, sieh und bedenke genau: Ich bin ein Arbeiter, habe nichts, rein gar nichts, vom frühen Tag bis zum späten Abend nur Nummer und Sorgen — würdest Du mit mir glücklich werden?“ Sie schmeigte sich an ihn. „Ganz, frage mich in einem Jahre.“ Und dann ging er und wanderte in die weite Welt hinaus. Das Jahr ging vorüber. Wieder hielten die gelben und braunen Herbstblätter zu Boden, als man sie zu Grabe trug. Wenige gaben ihr das Geleite — das war das Ende! Befehl! dich einem Vetteren zu. Doch mit ihm deine besseren Kräfte einzu: Was bleibt nicht besser ist als du. Der kann dich auch nicht weiter bringen. N. d. r. t.

Und bei demselben Bänken trafen sie sich wieder. Herbstblätter gelb und braun lagen am Boden. Er wollte sie an seine Brust ziehen und ihr Geständnis, ihren Entschluß hören — als er in ihr Antlitz blickte. Er wich zurück — von diesem Antlitz konnte er die Wahrheit nur zu deutlich lesen. Ein eigenartiges nervöses Zucken umspielte ihre Lippen. „Nun, ich, ich, sage mir die Wahrheit,“ entrang es sich mühsam seinen Lippen. „Ganz, in dem einen Jahr Bedenkzeit habe ich alles genau überdacht und erwogen und bin dahin gekommen — ich will offen mit Dir reden — daß ich mit Dir nicht glücklich werden kann.“ Sie fuhr fort: „Ich habe einen anderen gefunden. Dieser andere vermag mein Leben so zu gestalten, wie ich es immer geträumt hatte. Er vermag mir glänzende und rauschende Seidenkleider, funkelnden und kostbaren Schmuck zu bieten und vermag alle meine Wünsche zu erfüllen. Du bist ein Arbeiter, kannst mir nichts als die Liebe bieten und das ist mir nicht genug. Es ist besser, wie scheiden dir's Leben, sonst würden wir vielleicht beide unglücklich werden!“ Lange schwieg er. Es war ein schwerer Seelenkampf, der ihn beströmte. Dann sagte er tonlos: „Nun, ich habe Dich geliebt und gerade weil ich Dich liebte und lieb noch liebe, sage ich Dir: Ich will Dir weiterhin einen Tag Bedenkzeit geben — und dann wähle entweder mich, einen armen Arbeiter, der Dich unendlich liebt und Dir vielleicht ein glückliches Heim gründen kann, oder einen reichen anderen, mit rauschenden Seidenkleidern und funkelnden Schmuck. Morgen sage mir Deine Entscheidung. Du hast zu wählen, ich stelle es Dir frei, doch höre und erwäge genau — die Neue kommt zu spät!“ Sie trafen sich wieder. Er erlachte ihre Hand. „Nun, wer ist es?“ „Er, der andere, der Reiche.“ Da sank er mit einem schweren Seufzer auf das taufteuchte Gras und barg weinend sein Antlitz auf die gelben Herbstblätter. Sie stand vor ihm. Seine Thränen perlte sich aus ihren Augen, sie schien kein Gefühl mehr für ihn im Herzen zu tragen. Dann raffte er sich auf, der Stolz wurde in ihm wach. „Nun, weißt Du, warum ich gewohnt habe. Nicht deshalb, weil ich Dich verliere, sondern ich habe um Dich gewohnt, nur um Dich, weil Dich der gleiche, funkelnde Mammon begehrt hat, weil Dein Glück das tiefste Glück ist.“ Dann ging er — wie ein Traumverlorener. Deutlich aber brauste es noch in ihrem Ohr, als er schon längst im grauen Nebel verschwunden war — „Ich liebe Dich, ich liebe Dich, werde glücklich, ich wünsche es Dir“ — er hatte es gesagt! Jahre flossen dahin. Da trafen sie sich wieder — zufälligerweise. Und als er in ihr abgehärtetes, blaßes Antlitz blickte und sie fragte, ob sie glücklich wäre, da sah sie ihn tieftraurig an und weinte bitterlich. Er aber blieb unerbittlich, kalt, selbst ihr flehentliches Blick konnte ihn aus seiner rubigen Fassung nicht bringen. „Nun, ich habe es Dir vor Jahren gesagt: Wähle, überlege und bedenke genau — die Neue kommt zu spät. Nun siehst Du es. Mich hast Du verstoßen, weil ich ein einfacher, armer Arbeiter war, mich, der es ehrlich und aufrichtig mit Dir meinte, um einen anderen zu folgen, der Dir den Weg mit gleichem Mammon bestreute, der Dich betrog. Du hast mir die Hälfte meines Lebens geroubt. Ein Verzeihen gibt es nicht, denn das Leid, welches Du mir zugefügt hast, war viel zu groß, als daß ich verzeihen könnte.“ Als sie in sein unerbittliches, hartes Antlitz blickte, da fiel sie ihm um den Hals. „Verzeihe, verzeihe!“ Er schüttelte sie von sich ab und rannte wie ein gedektes Wild fort, immer weiter und weiter. Ein herzzerreißendes „Verzeihe!“ tönte ihm noch nach — er hörte es nicht mehr. Seitdem war und blieb er verschwunden, niemand wußte warum und weshalb. Wieder hielten die gelben und braunen Herbstblätter zu Boden, als man sie zu Grabe trug. Wenige gaben ihr das Geleite — das war das Ende! Befehl! dich einem Vetteren zu. Doch mit ihm deine besseren Kräfte einzu: Was bleibt nicht besser ist als du. Der kann dich auch nicht weiter bringen. N. d. r. t.

Testimonium von der deutschen Diplomatie. Der „Roland von Berlin“, der bisweilen sehr gut über intime Vorgänge der deutschen Diplomatie unterrichtet ist, macht über die Karriere des zum Postkammer in London ernannten Herrn Marischall von Bieberstein einige bisher wenig bekannte Mitteilungen: Staatssekretär des Auswärtigen Amtes wurde Marischall im April des schlimmern Jahres 1890, nach Bismarcks Verjagung, wie wir aus den indiskreten Memoiren des Fürsten Chlodwig Hohenlohe wissen, auf Beschlag des schon damals hinter den Kulissen mächtigen und einflussreichen Herrn von Hohenlohe, Man wählte ihn als einen Doutscher, aus Verlegenheit, weil man niemand anders fand und sich bereits einige Körbe geholt hatte. Das alles ist längst Geschichte von gestern. Eins aber hat uns noch kein Chlodwig Hohenlohe verraten: daß nämlich der Freiherr Marischall von Bieberstein der Protege des bismarck'schen Hofes und in besonderen der vermittelnden Großherzogin Luise ist, auf deren Urteil ihr kaiserlicher Neffe Wilhelm II. mehr hört, als die Öffentlichkeit ahnt. Im Schloß zu Karlsruhe wurden die Entschlüsseungen gefaßt, die den Freiherrn Marischall von Bieberstein aus dem Dunkel des Mannheimer Gerichtsgebäudes mitten hinein in die weiten Hallen der Weltpolitik verlagerten, und in Karlsruhe hat jetzt das Dekret, das ihn in London beglaubigt, die Unterschrift des Oberhauptes des Deutschen Reiches erhalten. Wird sein Wirkungskreis in London beendet sein? Vielleicht Anzeichen sprechen dafür, daß er es selbst nicht glaubt, und während vor einigen Wochen noch der Freiherr Clemens von Schorlemer-Neier die meiste Aussicht hatte, Herrn v. Postmann's Nachfolger zu werden, ist es jetzt als möglich anzu sehen, daß der Freiherr Marischall v. Bieberstein nach kurzer Mission von der Rheinlinie in das Palais in der Wilhelmstraße einziehen wird. In politischen Kreisen war es längst kein Geheimnis mehr, daß der Freiherr Hans von Wangenheim, der seit dem Anfang des Jahres 1890 deutscher Gesandter in Athen ist, die Erbkraft des Freiherrn Marischall von Bieberstein am Goldenen Horn erhoffte. Nun ist sie ihm in der Tat zu teil geworden. Niemand wird bestreiten, daß er eine Art Anrecht auf sie besaß. Während einer Reihe von Jahren war er, als Postkammer, Herr v. Marischall's rechter Hand. Er ist frug, energisch, stark von Nerven und ein lebendiger Beweis dafür, daß man in der Diplomatie auch ohne Protektion etwas erreichen kann. Sein Vater war kurburglicher Hofmeister, und er selbst stand als Leutnant in einem feineswegs sehr aristokratischen Kavallerieregiment, als er sich zum diplomatischen Dienst meldete, in dem er dann reich eine Etappe nach der anderen zurücklegte. Jetzt ist er erst 52 Jahre alt, aus demselben Jahrgang 1859, aus dem Kaiser Wilhelm II. und sein fünfter Kammerherr. Freiherr von Wangenheim hatte sich 1886 mit der in Paris geborenen Tochter eines Deutsch-Amerikaners, des Herrn Charles Ahrenfeld, verheiratet. Die Ehe wurde 1897, als er Sekretär der preussischen Gesandtschaft in Stuttgart war, geschieden. Die Frau von Wangenheim, geborene Ahrenfeld, vermählte sich einige Monate später mit einem württembergischen Offizier, dem Grafen Waldemar von Ulfstall-Ostland, mit dem ihr erster Gatte zuvor ein schweres Duell ausgetragen hatte. Seit dem Jahre 1902 ist Freiherr v. Wangenheim mit der Freilin Johanna Hugo v. Spigenberg verheiratet, einer durch ungewöhnliche Annuität ausgezeichneten, noch jugendlichen Dame, deren Mutter als Witwe des 1890 verstorbenen württembergischen Gesandten beim preussischen Hofe in Berlin lebt und einst zu den Intimen des Kaisers Bismarck zählte. Der jetzige Berliner Gesandte Württemberg, der geschickliche Freiherr Alexander von Bartsch, der allerdings im Laufe der letzten Jahre recht gealtert ist, und der Präsident des preussischen Abgeordnetenhauses, der Freiherr v. Erla, sind, vieler als Schwager, seiner als Bruder der Baronin Spigenberg, Oheim der Frau von Wangenheim, der neuen „Ambassadrice de l'Empire allemand“ aus der die Sublime Vore“. Was aber wird, so muß man jetzt fragen, aus Herrn Württemberg-Wächter, da die Postkammer er als kein geliebtes Querullos betrachte, vergeben ist? ...